

sich nicht um ein Schulbuch, das Verwirrung in den jungen Köpfen anrichten kann. So gern wir die Fortschritte des Werkes gegenüber altmodischen „Leitfäden“ anerkennen, müssen wir doch entschieden betonen, daß es für ein Schulbuch allzuvielen Mißverständnisse und Unrichtigkeiten, Schiefheiten und Widersprüche enthält, als daß es den Schülern ein zutreffendes Bild des Jesuitenordens in seiner Verfassung und Geschichte vermitteln könnte.

Jugenderinnerungen

Von Erich Wasmann S. J. († 27. Februar 1931).

II.

Das Verhältnis zu den Eltern war in meinen frühesten Kinderjahren, bevor meine offene Auflehnung gegen den guten Vater begann, ein recht herzliches. Wie es solchen Eltern gegenüber gar nicht anders sein konnte. Eigentlich waren wir unser sieben. Deshalb hörte meine Mutter so gerne das englische Gedicht „We are seven“. Aber schließlich waren es nur noch vier. Meine beiden ältesten Geschwister Mimi oder Mariechen und das Brüderchen Fritz Ignaz starben früh; beide wurden jedoch mehrere Jahre alt. Ich habe sie nicht mehr gekannt, hoffe sie aber als „Engelchen“ im Himmel einst wiederzusehen — im Himmel, in der glücklichen Schar derer, die dem Lamme das schöne Lied der Unschuldigen, Reinen singen, das ich nicht singen kann, auch wenn ich einmal hinkomme. Rührend schön ist die Inschrift, die auf unserem Familiengrab in Meran, wo Vater, Mutter, Großmutter, Mary, Fritz und Mimichen ruhen, auf dem Grabe Mimis steht. Vater und Mutter ließen sie hinsetzen. Sie ist von Clemens Brentano:

Das Röslein, Herr, ist dein,
Dir will das Röslein blühn!
Herr, wie es dir gefällt:
Willst du ans Kreuz uns ziehn,
Sei'n wir ans Kreuz gestellt!

Dann kommt meine, Ostern 1857 geborene Schwester Elisabeth, die stets brav und fromm und fleißig war und es als Ordensfrau vom Sacré-Coeur seit 35 Jahren noch weit mehr ist als daheim. 1859 erschien der leidige „böse Erich“, wie ich zu Hause mit Recht hieß. 1864 folgte meine Schwester Anna († 1930) und 1866 Franziska, die noch in Innsbruck lebt. Zwischen mir und Anna kam, wie ich später erfuhr, ein totgeborenes Kind. Also doch unser sieben.

Eben habe ich meine englische Großmutter Mary Krämer, geborene Bruce, erwähnt, die einen integrierenden und sehr nützlichen Bestandteil unserer Familie in Meran bildete. Sie war die Stiefmutter meiner Mutter, die zweite Frau des Direktors Krämer, die er 1831, zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau, geheiratet hatte. Aber sie war immer eine sehr gute Stiefmutter, nicht wie sie in Romanen steht. Sie war meiner Mutter in deren Heimat Meran gefolgt und kehrte wie diese ebenfalls zur katho-

lischen Kirche zurück. Wir Kinder sind alle von Anfang an katholisch gewesen. Unsere übrigen Verwandten blieben mit Ausnahme eines Vetters von mütterlicher Seite, der als Kaufmann in Manila war, protestantisch. Dieser Vetter verlobte sich mit einer katholischen Spanierin. Die Freude dauerte nicht lange; denn er wurde schwer krank am Fieber. Seine Braut bereitete ihn zum Tode vor, und er wurde katholisch. Auf dem Totenbette empfing er als Wegzehrung seine erste heilige Kommunion.

Unserer guten Großmutter Mary, auf die Vater große Stücke hielt, haben Elisabeth und ich viel Gutes zu verdanken. Sie verzog uns nicht, wie andere Großmütter das so gerne tun, sondern wurde unsere Lehrerin. Von unserem sechsten Jahre an mußten wir bei ihr täglich eine Stunde Englisch und vom achten Jahre an dazu noch täglich eine Stunde Französisch lernen. Dabei habe ich das Englische allerdings viel lieber gewonnen als das Französische, zumal wir zu Hause viel Englisch sprachen. Für die späteren naturwissenschaftlichen Studien und Korrespondenzen war es mir ein großer Gewinn, jene beiden Sprachen früh gelernt zu haben. Mit vierzehn Jahren, am Gymnasium zu Hall, konnte ich schon englische Stunden geben. Von dem Honorar kaufte ich englische Romane, um sie selbst zu lesen und dann meiner lieben Mutter zu schenken.

Der französische Unterricht, den wir bei Großmutter erhielten, brachte mir einst ein interessantes Erlebnis ein, als ich neun Jahre alt und noch an der Meraner Volksschule war. Während der Kursaison, die im „großen Meran“ — wie Vater früher es manchmal nannte — ihren Höhepunkt im milden Winter erreichte, gab er öfter Zeichen- und Malunterricht für vornehme Kurgäste, die es „schick“ fanden, bei einem „Künstler“ in der Lehre gewesen zu sein. Solche Kunden konnten wir um so besser brauchen, als das Honorar für Vaters kirchliche Bilder nicht selten recht spärlich ausfiel. Einmal war seine Schülerin eine junge ungarische Gräfin Z..., die mir sehr schön vorkam, obwohl ich sie nur aus der Ferne anzusehen wagte. Da wurde Vater unmittelbar vor Weihnachten 1869 wieder krank und mußte die Unterrichtsstunden absagen. Ich wurde mit der Botschaft beauftragt. Das schmeichelte meinem Ehrgeiz. Ich zog in Ermangelung eines schönen Winterrockes meinen bunten, allerdings recht dünnen Sommeranzug an und begab mich auf meine Gesandtschaft, die mündlich und schriftlich in einer schönen Villa von Obermais auszurichten war. Dort angekommen, ließ ich mich bei der Gräfin-Mutter melden, die mich samt ihrer Tochter empfing. Als ich mein Sprüchlein auf deutsch gesagt und das Billett überreicht hatte, bemerkte die Gräfin, zu ihrer Tochter gewandt: „Nous donnerons quelques sous à ce pauvre garçon, n'est-ce pas?“ Sie hatte keine Ahnung davon, daß ich Französisch verstand. Da antwortete ich ihr sofort an Stelle ihrer Tochter, vor der ich eine solche Demütigung um so weniger ertragen konnte: „Pardon, madame, je n'en ai pas besoin; je l'ai fait pour l'amour de mon père.“ Beide, Gräfin-Mutter und Gräfin-Tochter, wurden etwas rot bei diesen Worten und verabschiedeten mich huldvoll ohne einen Sou. Obwohl kein spanischer Grande und auch kein ungarischer Graf, war ich doch stolz, zu stolz, um mich wie ein Laufbursche bezahlen zu lassen für einen ehrenvollen Dienst, den ich

meinem Vater geleistet hatte. Als ich ihm das Abenteuer erzählte, hatte er große Freude daran und nannte mich seinen lieben Sohn. Auch Mutter und Großmutter waren ganz stolz auf mich.

Als ehemalige Institutsvorsteherin hielt Großmutter stramm auf Ordnung und Fleiß, während mein Vater, der bei seinem italienischen Künstleraufenthalt in Rom gut Italienisch gelernt hatte, zu gutmütig war, um mich faulen Jungen zur italienischen Stunde heranzuholen. Als die letzte Krankheit unserer Großmutter begann, wurde ich plötzlich so traurig, daß ich — wohl im Vorgefühl ihres nahen Todes — einen ganzen Nachmittag hindurch in Sturm und Regen planlos herumlief. Ich war damals zwölf Jahre alt.

Die Liebe zu meiner Mutter hat durch die heilsamen Schläge, die ich von ihrer Hand bekam, nicht das Geringste an Innigkeit eingebüßt. Ja meine Zärtlichkeit fiel ihr oft lästig und hinderte sie beim Arbeiten. Als ich einmal mit fünf Jahren in unserer Wohnstube in Meran wieder auf ihren Schoß wollte, um sie zu liebkosen, und ich sie immer wieder fragte: „Mutter, hast du mich auch noch lieb?“ — da ging ihr die Geduld aus, und sie sagte: „Aber Junge, mache mir doch nicht immer Liebeserklärungen! Du bist mir doch bald zu groß dafür!“ — Das weiß ich noch, als ob es erst heute wäre.

Aber der hl. Ignatius sagt in seinem Exerzitienbüchlein ganz mit Recht, die wahre Liebe bestehe weniger in feinen Gefühlen und schönen Worten und zärtlichen Tändeleien als in Taten. Das wußte der kleine Erich damals noch nicht. Und deshalb handelte er auch wohl danach. Je älter er wurde, desto ungehorsamer, eigensinniger und stolzer wurde er. Besonders seinem Vater vergalt er die zu große Nachsicht mit immer größerer Unbotmäßigkeit. Das brachte einen immer steigenden Mißton in unser schönes Familienleben; den einzigen Mißton, den ich bemerkt habe.

Schon mit sechs Jahren wurde der kleine Bengel so jähzornig, daß er einmal der guten alten Kindermagd Moidl, deren blatternarbiges Gesicht ebenso häßlich war wie ihre Seele schön, ein ganzes Spiel Karten vor Zorn so heftig in die kranken Augen warf, daß sie vor Schmerz in Tränen ausbrach. Aber sie verklagte mich nicht dafür beim Vater; sonst hätte es Hiebe gegeben von der Mutter. Bald darauf verließ sie den Dienst und starb später so fromm, wie sie gelebt hatte.

Damit man aber nicht meine, ich wolle mit Absicht nur Schlechtes von mir erzählen, soll dazwischen, bevor das Schlimmste kommt, auch etwas anderes folgen, was für die Charakteristik meiner Eltern von Nutzen ist.

Vater war sorgfältig darauf bedacht, noch ängstlicher als meine Mutter, jeden gefährlichen Umgang von uns Kindern fern zu halten. Deshalb durften wir auch nicht auf die Straße gehen, um dort mit andern Kindern zu spielen. Nur mit besonders braven Nachbarskindern, die in demselben Hause wohnten oder zu uns kamen, hatten wir gewöhnlich auf der großen Haustreppe Verkehr. Mir aber genügte diese Gesellschaft nicht. Wahrscheinlich wünschte ich instinktiv auch einmal böse Kinder kennen zu lernen. Das gelang mir denn auch, aber zu meinem Schaden. Eines Mittags nach Tisch — ich war damals vier Jahre alt — hatten die Eltern sich

zurückgezogen. Aus dem Fenster sah ich gerade eine Anzahl Straßensjungen zum Vintschgauer Tor hinaustollen. Das war mir zu verlockend. Denn wir wohnten ganz nahe am Tor, und da draußen unter den großen Nußbäumen mußte es doch viel schöner sein. Ich ließ also meine Schwester Elisabeth sitzen, stahl mich hinaus und mengte mich unter die Gassenbuben. Diese hatten aber unterdessen bereits nach Art der alten homerischen Helden Streit miteinander angefangen, Schimpfworte flogen hin und her, dann Steine. Ich lief mitten zwischen den beiden Parteien hindurch, ohne etwas Böses zu ahnen. Plötzlich fühlte ich einen gewaltigen Stoß und Schmerz über dem linken Auge. Ein roter Schleier legte sich mir vors Gesicht, und ich fiel hin. Das war das letzte, was ich noch weiß, außer einer dunklen Erinnerung, daß mir ein Mädchen den Kopf am benachbarten Bache mit Wasser wusch. Ich hatte nämlich einen großen zweispitzigen Stein an die linke Schläfe bekommen, so daß zwei tiefe Wunden, in der Schläfe und über dem Auge, entstanden.

Die nächste Erinnerung, die ich von diesem Ereignis noch habe, war, daß ich eines schönen Tages mit verbundenem Kopf neben meiner lieben Mutter in einem Wagen saß und mit ihr zu den Dominikanerinnen nach Steinach bei Algund hinausfuhr. Bei diesen frommen Nonnen hatte die Mutter — wie gewöhnlich in ihren Nöten — für mich beten lassen. Und nun wollte sie mich zum Dank für den Erfolg ihres Gebetes in persona vorstellen. Ich hatte nämlich infolge des Steinwurfs zum zweiten Mal eine schwere Gehirnerschütterung gehabt. Die erste war die Folge des bereits erwähnten „Meraner Fenstersturzes“ im zweiten Lebensjahre gewesen. Damals gelobte meine fromme Mutter eine Wallfahrt nach Riffian im Passeiertal zu einem Gnadenbilde der lieben Mutter Gottes und machte dabei auch ein auf mich bezügliches Gelübde, das ich erst bei meinem Eintritt in den Jesuitenorden erfuhr. Ich kam damals glücklich durch und später auch, trotz der vielen Löcher im Kopf, die ich durch meine Wildheit mir zuzog. Meine liebe Mutter sagte oft zu mir: „Erich, du hast einen Hauptmann von einem Schutzengel!“ Nun, dann muß er sicherlich unterdessen schon längst Major, Oberst und General in der Engelwelt geworden sein. Denn Gelegenheit zum Avancement habe ich meinem lieben heiligen Schutzengel seither wahrlich genug gegeben.

Vaters Atelier war im alten Hause mehrere Jahre lang mein Schlafzimmer. Da entsinne ich mich noch ganz deutlich, daß mein Vater — es war im Winter 1866 auf 1867 — allabendlich meiner Mutter seine Autobiographie diktierte. Ich lag unterdessen schon im Bett, hörte aber zu. Als das Manuskript fertig war, wollte kein Verleger es haben. Auch Herder in Freiburg nicht. Man glaubte eben, es werde niemand interessieren, und für eine so „unbekannte Größe“, wie mein Vater es war, wollte kein Verleger einen Pfennig riskieren. Schließlich wurde in kurzer Fassung die Konversionsgeschichte meines Vaters in Rosenthals „Convertitenbildern“ (Deutschland I. 2. Aufl. 1871) veröffentlicht. Das Manuskript der Autobiographie blieb dreißig Jahre lang unbeachtet liegen, bis es der edle Norweger Bernt Grönvold bei meiner Mutter entdeckte und durch meine jüngste Schwester Franziska abschreiben ließ. Wer den mit zahlreichen

Lichtdrucken aus Vaters Porträt- und Genremalerei und Zeichnungen illustrierten Quartband gesehen hat, wird um der deutschen Kunst willen froh sein, daß Grönvold den Maler Friedrich Wasmann entdeckt hat. Durch dieses Buch, wie auch durch die Sammlung von Bildern und Skizzen meines Vaters — die nun plötzlich berühmte „Wasmann-Werke“ und „Wasmann-Studien“ geworden waren, während sie vorher zum Teil sogar in Rumpelkammern und Trödlerbuden Unterschlupf suchen mußten —, hat Herr Grönvold das Andenken meines Vaters in einer Weise zu Ehren gebracht, für die ich ihm ewigen Dank schulde.

Vaters Autobiographie ist, was die Schönheit der Form angeht, ein Meisterwerk der geistigen Porträt- und Genremalerei, das seinen mit Pinsel und Farben gemalten Bildern ganz ebenbürtig ist. Sie hat dieselben Vorzüge der unmittelbaren ungekünstelten Naturwahrheit und der warmen, farbenreichen Lebensfrische. Der „Kunstmaler“ Friedrich Wasmann konnte eben auch als Prosaiker seine eigene Künstlernatur nicht verleugnen. Eines muß hier jedoch von dem kleinen siebenjährigen Augen- und Ohrenzeugen der Entstehung jenes Meisterwerkes beigefügt werden. Meine liebe Mutter, die ihrem Vater, meinem Großvater Erich Krämer, den ich deshalb hoch verehere, durch und durch geistesverwandt war, schrieb einen sehr feinen Stil, wie auch aus allen ihren Briefen sich zeigt. Sie hat dank der Hilfe, die sie meinem Vater bei der stilistischen Redaktion seiner Autobiographie leistete, sehr viel zur formellen Vollendung beigetragen. Wenn daher von literarischer Seite meinem Vater wegen dieses Werkes ein hohes Lob als „wundervoller Prosaiker“ gespendet wurde¹, so möchte ich bitten, Vater und Mutter geistig als ein „juridisches Subjekt“ zu betrachten, dessen beiden „Hälften“ jenes Lob gebührt. Und auch die in meiner lieben Mutter fortlebenden Anlagen meines Großvaters Erich Krämer möchte ich von jenem Subjekt nicht ausgeschlossen wissen. Um so weniger, da ich dies der großen Pietät schulde, die meine Mutter für ihn hegte. Oft hat sie mir von ihm erzählt. Und sie hoffte zuversichtlich, ihren lieben Vater, der ein wahrhaft gläubiger und frommer evangelischer Mann war², im Himmel wiederzusehen. Denn er war ja „im lebendigen Glauben an die Auferstehung Christi“ gestorben, wie sie mit Recht betonte. Und ich, sein Enkel, hoffe ebenfalls „im lebendigen Glauben an die Auferstehung Christi“ zu leben und zu sterben. Darum — auf fröhliches Wiedersehen!

¹ Zum Beispiel von Pfülf in den „Stimmen aus Maria-Laach“ 53 (1897) 63.

² Eine kurze Biographie meines Großvaters, von seinem Sohne Dr. med. Gustav Krämer verfaßt, findet sich in der Einleitung zu „Gesammelte Schriften“ (von Dr. phil. Friedrich Erich August Krämer, Professor am Johanneum und Direktor der Realschule zu Hamburg. Hamburg 1845). Geboren 1785, war er ursprünglich gleich seinem Vater zur theologischen Laufbahn bestimmt und machte 1808 sein Examen zu Hamburg, promovierte als Doktor der Philosophie in Kiel, gründete eine Privatlehranstalt für Knaben und heiratete in demselben Jahre die Witwe des Pastors Kirchhoff, geborene Behrens, die er 1829 durch den Tod verlor, nachdem sie ihm 4 Töchter und 5 Söhne geschenkt hatte. 1831 folgte eine zweite Heirat mit Mary Bruce, aus der keine Kinder hervorgingen. 1825 wurde er Professor am Johanneum zu Hamburg, Ostern 1834 Direktor der neugegründeten Realschule des

Vaters großes Atelier in unserem alten Hause in Meran hatte auf der Südseite zwei breite Doppelfenster. Vor einem stand die Staffelei, so daß auch von dem einen der beiden Fenster der Ostseite Licht auf die Bilder fallen konnte. In der Nische des andern Südfensters stand auf einem Trittbrett — um die Füße warm zu halten — Vaters Schreibtisch, an dem auch Mutter saß, wenn Vater ihr diktierte. Zwischen den Doppelfenstern der Südseite waren kleine Volièren eingerichtet für Meisen und andere Vögelchen, die Vaters Lieblinge waren. Auf einer Unterlage von Moos erhoben sich Tannenbäumchen, auf denen die Vögel sich frei bewegen konnten. Einmal war mir, als ich in eine der beiden Volièren Futter streute, eine Meise in das Zimmer entwischt. Für den sechs- oder siebenjährigen Knirps war es keine Kleinigkeit, den geflügelten Deserteur wieder einzufangen. Ich holte dazu mein Schmetterlingsnetz. Endlich hatte ich ihn. Aber wie das arme Vögelchen zitterte! Das tat mir sehr leid, und ich kam mir wie ein grausamer, schlechter Mensch vor, bis es sich wieder in seiner Volière von dem Schrecken erholt hatte. Ein Tier zum Vergnügen zu quälen, war mir überhaupt von jeher eine psychologische Unmöglichkeit und ist es auch heute noch. Allerdings habe ich wohl gegen eine Million wissenschaftlicher „Tiermorde“, hauptsächlich Insektenmorde, auf dem Gewissen, die ich teils selber beging, teils durch meine Mitarbeiter und Korrespondenten veranlaßte. Aber das geschah aus wichtigen Gründen. Ohne vernünftigen Zweck ein Tier zu töten, konnte ich nicht übers Herz bringen, und wäre es auch eine Ameise oder eine Fliege gewesen. Nicht jene pathologische Sentimentalität, die in den modernen Tierschutzbestrebungen sich eingeschlichen hat und in dem Tiere fälschlich ein dem Menschen wesentlich gleichstehendes Rechtssubjekt sieht, ist der Grund hiervon, sondern einfach die Überzeugung, daß jedes Tier ein Geschöpf Gottes, ein Wunderwerk der göttlichen Weisheit und Allmacht ist und deshalb nicht mißbraucht werden darf. Es ohne Grund zu zerstören, aus reinem Mutwillen, das käme mir vor wie ein Eingreifen in die erhabene Schöpfermacht Gottes. Kein Künstler mit all seiner Kunst kann ein lebendes Tier machen, und wäre es noch so klein. Kein gelehrter Zoologe mit all seiner Wissenschaft kann ein lebendes Tier, und wäre es noch so klein, erschöpfend begreifen. Deshalb verbietet mir die Ehrfurcht, die ich gerade als „moderner Naturforscher“ von Gottes Größe habe, irgend ein Tier leichtfertig zu zerstören. Diese Anschauungsweise habe ich von meinem Vater, der als christlicher Künstler ebenso dachte, zwar nicht „ererbte“, aber doch „erlernt“.

Schmerzbetonte Elemente in meinem Leben haben sich mir stets viel tiefer eingepreßt als lustbetonte. Darauf beruht ja auch die heilsame Wir-

Johanneums. Sein gläubiger Sinn und seine Neigung zur Theologie zeigen sich in seiner „Geschichte der göttlichen Offenbarungen zur Bibelkunde und zur Belehrung des religiösen Sinnes“ (Hamburg 1830). In seinen obenerwähnten kleineren „Gesammelten Schriften“ ist die erste eine Predigt über „Des Christen Heimweh“ (1829). Die meisten übrigen Schriften sind pädagogischen Inhalts. Er starb nach einem schmerzhaften Leiden am 22. Januar 1845. Seine letzten Worte waren: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ (Siehe die Einleitung zu seinen „Gesammelten Schriften“ S. 21.)

kung der allzuwenigen Prügel, die ich aus meinen Jugenderinnerungen oben verzeichnet habe. Und die lebhafteste Erinnerung aus meiner allerfrühesten Jugend ist immer noch der blutigrote Schleier, der sich mir über das Gesicht legte, als ich im vierten Jahre jenen Steinwurf erhielt. Stark schmerzbetonte Eindrücke bringen den Menschen gewissermaßen der Ewigkeit näher, dem Augenblicke des Todes. Daher wohl auch ihre psychologische Unvergesslichkeit. Noch einige solche Momente aus der Zeit, wo ich in Vaters Atelier schlief, seien erwähnt. Sie fallen in mein sechstes bis achttes Lebensjahr. Eine Nacht, wo ich todesangstähnliche Erstickungsanfälle bei der Rachenbräune hatte, und nur durch eine starke Dosis Ipekakuanha gerettet wurde. Und eine Nacht, wo ich bei einer eiterigen Mittelohrentzündung rasende Ohrenschmerzen hatte. Und wieder eine Nacht, wo ich hohes Fieber hatte und im „Doppelbewußtsein“ immer meinte, ich läge zum zweiten Mal neben mir, und deshalb immer nach der Wand griff, um mich davon zu überzeugen, ob wirklich „ich“ daläge. Und als guten Engel sah ich in all diesen Nächten meine liebe Mutter an meinem Bette stehen.

Schmerz konnte ich von jeher viel leichter ertragen als Verdemütigung. Das machte unserem guten Vater, der selber wußte, was „leiden“ heißt, besondere Freude. Aber es wurde späterhin der psychologische Grund zu meiner pädagogischen Unempfänglichkeit für mechanische Zuchtmittel, deren Wirkung einfach in das Gegenteil umschlug, in hartnäckigen Trotz.

Mein Vater sorgte durch zweckmäßige Abhärtung des Nervensystems seines Erich dafür, daß er nicht zu weichlich würde. Er war selber gewohnt, im Sommer jeden Morgen nach dem Aufstehen sich mit einem Becken über den Kopf und den ganzen Körper Wasser zu gießen. Und das mußte auch ich tun, seitdem ich im neuen Hause vom neunten oder zehnten Lebensjahre an mein Schlafzimmer neben dem seinigen hatte. Ich mußte, um fleißig zu studieren, früh aufstehen und dann sofort in das Schlafzimmer des Vaters kommen, um in seiner Gegenwart zuerst von jener gründlichen Dusche Gebrauch zu machen, während er erst nachher aufstand, wenn ich damit fertig war. Angenehm war diese Kneippkur mir nicht immer, und ich hätte sie gerne manchmal unterlassen, wenn ich mich nicht geschämt hätte, vor meinem Vater als Feigling zu erscheinen.

Früher einmal, als ich sechs Jahre alt war, hatte ich in der Sommerfrische in Partschins ein blankes neues Rebmesser, einen sog. „Reber“, geschenkt bekommen, der mir große Freude machte. Dieser Reber war damals mein Ideal, und zwar ein rechtmäßig erworbenes, nicht ein ergaunertes. Selbstverständlich wollte ich das feststehende breit säbelförmige Messer, das ich in einer eigenen Ledertasche trug, auch gebrauchen, und zwar in derselben Weise gebrauchen wie die Bauernbuben in Partschins das ihrige. Da hatte ich nun als Bravourstück gesehen, wie sie ein Holzscheit nahmen, es senkrecht aufstellten und dann durch einen einzigen Hieb von oben her der Länge nach entzweispalteten. Das wollte ich nachmachen. Ich legte also meinen linken Daumen auf das senkrecht stehende Scheit und führte einen kräftigen Hieb. Wirklich gut getroffen! Ich hatte mir nämlich das vordere Drittel des Daumens halb durchgehackt, so daß

es herunterhing. Mein entstellter linker Daumen ist mir heute noch ein Andenken daran. Statt nun sofort, wie es bei Kindern in diesem Alter üblich ist, heulend zur Mutter zu laufen, um mich verbinden zu lassen, war mein erster Gedanke: „Halt, wenn Mutter das sieht, nimmt sie dir sicher den Reber fort!“ An dem hing aber mein Knabenherz! Ich verbiß also die Schmerzen, nahm den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger der linken Hand, drückte das abgehackte Ende fest an den Stumpf, steckte die Hand in die linke Hosentasche und schlich mich, ohne eine Miene zu verziehen, in den Keller des Bauernhauses, in dem wir wohnten. Dort wollte ich warten, bis das Bluten aufhörte, und dann die Blutspuren abwaschen. Aber es blutete und blutete immerfort, bis mir das Blut unten zu den kurzen Höschen herauslief. Was war da zu tun? Ich hatte von den Bauernknechten gehört, daß Spinnweben das beste Mittel zum Blutstillen seien. Und davon gab es in jenem Keller eine große Zahl, daß man hundert meiner Daumen damit hätte umwickeln können. Ich führte also meinen Daumen, dessen Wunde ich von oben andrückte, so lange durch die Spinnweben, bis er mit einem dicken schwarzen Umschlag versehen war, der das Blut wirklich aufhielt. Da war es Zeit zum Mittagessen, und ich mußte mit schwerem Herzen wegen der Sorge um mein schönes Messer den Keller verlassen. Meine Mutter war sehr erschrocken, als sie die blutigen Höschen sah, und wollte mir natürlich sofort das Messer nehmen. Mein Vater aber legte wirksame Fürbitte für mich ein, weil ich den Schmerz, ohne eine Träne zu vergießen, ausgehalten hatte. Ich durfte also das Messer behalten. Er sagte auch ganz richtig: „So dumm wird der Junge zum zweiten Mal nicht wieder sein, und doch erst zusehen, wo er hinhackt.“

Aber ich behielt das schöne Rebmesser trotzdem nicht lange. Meine gute Mutter war zu besorgt, ich möchte mir wieder damit wehe tun, und — schmeichelte es mir ab. Dieser Beweisführung konnte mein gutes Herz nicht lange widerstehen. Denn meine Mutter hatte ich ja doch noch lieber als meinen Reber.

Überhaupt konnte man bei mir durch Liebe und Güte von jeher weit mehr erreichen als durch Härte und Strenge. Die brachten nur meinen Stolz in Wallung und verhärteten das Herz. Leider hat meine gute Mutter selber in den folgenden Jahren diese richtige Taktik ihrem Erich gegenüber einigemal nicht so befolgt wie im obigen Falle. Und das wäre beinahe verhängnisvoll geworden, wie ich später erzählen werde.

Aus jener Sommerfrische in Partschins vom Jahre 1865 entsinne ich mich noch der guten, aber von mir leider zu wenig befolgten Lehren, die mein Vater bezüglich des Umgangs mit Frauenspersonen mir gab. Wir wohnten in einem Gasthaus, das zugleich Bauernhof war, und es befanden sich manche Personen im Haus, die den kleinen sechsjährigen Erich gerne liebten. Das gefiel meinem Vater nicht, und er sagte mir einmal ganz streng: „Dich so von fremden Leuten auf den Schoß nehmen zu lassen, das paßt sich nicht für einen Jungen in diesem Alter, und noch viel weniger für einen Jungen, der Jesuit werden will.“ Diesen Plan hatte ich nämlich damals schon seit zwei Jahren. Als dann später in den Gymnasialstudien der

Stolz und das ehrgeizige Strebertum in mir erwachten, versuchte ich die Verwirklichung jenes schönen Planes nach Kräften zu verhindern. Während ich in Meran die Benediktiner und später (1873/74) in Hall die Franziskaner, bei denen ich studierte, recht gern hatte, aber ohne besondere positive oder negative Polarität mit ihnen verkehrte, fürchtete ich mich vor den Jesuiten gar sehr und ging ihnen — als nicht bloß „staatsgefährlichen“, sondern auch „individualgefährlichen“ Existenzen — in weitem Bogen aus dem Wege, fast wie ein „evangelischer Bundesbruder“. Bis mich das Schicksal dennoch ereilte und ihnen für immer zugesellte.

Umschau

Dreierlei Straßen

„Straßen ohne Ende“¹, „Die Mädels aus der Fadengasse“², „Der Weg ins Leben“, so lauten die Titel von zwei Büchern und einem Film. Alle drei Werke schildern den Weg gefährdeter Jugend und den Willen, ihr zu helfen. Keine der Straßen schneidet die andere. Welten liegen zwischen ihnen. Nennt sich auch nur das erste „Straßen ohne Ende“, Straßen ohne Ziel bleiben sie alle.

„Straßen ohne Ende“ betitelt der Berliner Wohlfahrtspfleger Justus Ehrhardt sein Buch. Wahrheitsgetreu schildert er das Leben nicht weniger Großstadtjungen, wie sie Berlin, aber auch manch andere Großstadt immer wieder erzeugt. Gewiß ist das Buch, auch wenn es weiten Abstand etwa von der „Revolte“ Lampels hält, in mancher Hinsicht einseitig. Aber es will ja ein bestimmtes Lebensschicksal als Typ einer bestimmten Gruppe junger Menschen schildern, und schließt nicht aus, daß daneben auch andere wachsen. Für eine breite Volksschicht, aber auch für diese oder jene Anstalt, deren höchstes Erziehungsziel die sog. „Anständigkeit“ ist, trifft Ehrhardts Urteil in weitem Umfange zu. Aber nicht das Anstaltsleben gibt dem Buch die Farbe. Die erhält es vielmehr durch das vergebliche Ringen des Fürsorgers Hermann Leukel mit Gesetz und Ordnung. Ist die Jugendfürsorge mehr

dazu da, für die Ordnung oder für die Jugend zu sorgen?

Das Buch führt hier an eine der kritischsten Stellen der öffentlichen Fürsorge überhaupt. Es zeigt, wie schwerfällig auch beim besten Willen behördliche Fürsorge sein kann, wie sie wohl notgedrungen immer in erster Linie die Interessen und Gesichtspunkte des Amtes und damit eines gewissen Schemas wahrte. Je einseitiger unsere deutsche Jugendfürsorge diesen Weg beschreitet, um so mehr Helferkräfte werden auf diesem Wege gleich dem Jugendpfleger Leukel zerbrechen, um so mehr junge Menschen werden, gleich dem jungen Schulze, immer wieder gerade im Augenblick, da sie die rettende Planke erfaßt haben, zurückgestoßen werden. Wie oft und doch mit wie verhältnismäßig wenig Erfolg haben wir selbst darauf hingewiesen, daß z. B. Jugendgerichtshilfe nicht sosehr Gerichtshilfe wie Jugendhilfe sein müsse. „Straßen ohne Ende“ ist ein Urteil über unsere deutsche Gesetzesgläubigkeit, unsern Glauben, daß Behörden, Paragraphen, Verordnungen und möglichst schöne Einrichtungen das erste seien, und daß auch die helfenden Menschen, ohne Schaden zu leiden, in dieses schöne und lückenlose Gebäude hineingepreßt werden könnten. Die Menschen sollen die ausführenden Organe, d. h. die Werkzeuge der Gesetze sein, statt daß diese der helfenden Hand gefügiges Werkzeug wären. Gewiß ist es nicht überall und immer so schlimm. Aber wir müssen diese Tendenz unserer deutschen Fürsorge klar sehen. Nur so werden wir wirklich einer freien Liebestätigkeit den notwendigen Lebensraum schaffen können.

¹ „Straßen ohne Ende“ von Justus Ehrhardt. 8^o (256 S.) Berlin-Wien 1931, Agis. Kart. M 2.85.

² „Die Mädels aus der Fadengasse“ von Lisbeth Burger. 12^o (272 S.) Breslau 1930, Korn. Geb. M 4.50.